

alle haben den 'Modernen' ihre Spalten geöffnet, in That und Wort wurde die 'Moderne' gefeiert. Die Erfolge der Seceffion und der Architektur in der Jubiläums-Ausstellung in Wien bringen einen weiteren schlagenden Beweis, daß auch die Allgemeinheit sich dieser jugendfrischen Strömung angeschlossen hat. Gewiß muß es jeden Streiter mit Genugthuung erfüllen, wenn er nach jahrelangem Ringen den Sieg seiner Anschauungen constatieren kann. Und dieser Sieg, er ist da! Wer wollte heute noch leugnen, daß die Menge die neue Kunst nicht nur sympathisch begrüßt, sondern sogar, wie ein Hungernder die lang entbehrte Nahrung, mit Gier aufnimmt? Glänzend wie ein Phönix ist die Kunst wieder aus der Asche der Tradition als 'Moderne' erstanden und hat ihre ewig schöpferische Kraft aufs neue gezeigt."

In diesem Buch werden die Gedanken, welche uns nach einer neuen Architektur verlangen lassen, die Forderungen, die wir an sie stellen, und die Mittel, ihnen gerecht zu werden, auf eine wunderbar einfache und ruhig bezwingende Art dargestellt. „Eine Ansicht, welche auch in Fachkreisen sehr verbreitet ist und sozusagen als Postulat gilt, ist die, daß der Architekt jeder seiner Compositionen durch die Wahl eines sogenannten Stils eine Unterlage schaffen muß, ja man verlangt, daß er dann immer jene Stilrichtung, für die er Eignung zeigt, mit besonderer Vorliebe pflege.“ So hat man es der Reihe nach mit allen historischen Stilen versucht und ist der Reihe nach von einem jeden nur immer wieder enttäuscht worden. „Man wurde sich darüber klar, daß alle sogenannten Stile einstweilen wohl die volle Berechtigung hatten, daß für unsere moderne Zeit aber ein anderer Ausdruck gesucht werden müsse. Hat uns auch alle, weil das Geschaffene so schön an gute alte Vorbilder erinnerte, eine zeitweilige Befriedigung erfüllt, der künstlerische Kagenjammer konnte nicht ausbleiben, da die entstandenen „Kunstwerke“ sich nur als Früchte archäologischer Studien entpuppten und ihnen beinahe jeder schöpferische Wert fehlte. Die Aufgabe der Kunst, also auch der modernen, ist aber dieselbe geblieben, welche sie zu allen Zeiten war. Die moderne Kunst muß uns moderne, von uns geschaffene Formen bieten, die unser Können, unser Thun und Lassen repräsentieren.“ Was heißt das aber: moderne, von uns geschaffene Formen? Welche werden das sein? Formen, die mit unserem Empfinden, unserer Erscheinung, unserer ganzen Weise stimmen — so stimmen, wie jene alten Formen damals in die ganze Weise jener Menschen eingestimmt haben. „Ein mit lebhaften Farben bemalter griechischer Tempel, der Hain mit bunten Statuen geziert, ein schöner, kurzgeschürzter Grieche mit brauner Haut, der heilige, farbig stimmende Delbaum, der tiefblaue Himmel, die erhigte, zitternde Atmosphäre, die scharf abgegrenzten Schatten, das ist doch ein Bild, eine Symphonie. — Eine gothische Kirche, kindlich frommer Kerzenschein durch bunte Fenster schimmernd, die zur Kirche wallende Menge in ihren mattbunten geschlitzten Wämern und Kitteln, Weihrauch, das Geläute der Glocken, Orgelton, ein oft gar trüber Himmel — wieder ein Bild.“ Man betrachte diese Bilder — und nun denke man sich jemanden in moderner Kleidung: er wird sehr gut in eine Bahnhofshalle oder in einen Schlafwagen passen, aber wird er in einen Salon Louis XVI. oder in ein romantisches Schloß passen? Wir haben griechische Parlamente und gothische Kirchen und dabei vergessen wir nur, „daß die Menschen, welche diese Gebäude frequentieren, alle gleich modern sind, und daß es weder Sitte ist, mit nackten Weinen im antiken Triumphwagen am Parlamente vorzufahren, noch mit geschlitztem Wamsje sich der Kirche oder einem Rathhause zu nähern... Künstlerische Bestrebungen, welche trachten, Nachbildungen an Bestehendes anzuschmiegen, ohne auf andere Bedingungen Rücksicht zu nehmen, müssen, abgesehen von einer gewissen Geistesarmuth und Mangel an Selbstbewusstsein, die sie bergen, immer einen ähnlichen Eindruck machen, als wenn jemand im Costüm eines vergangenen Jahrhunderts, noch dazu aus einer Maskenleihanstalt, einen modernen Ball besuchen würde.“

Die Frage ist nun, wie wir denn aber zu den neuen Formen kommen werden, die wir verlangen? Vom Bedürfnis aus. Drücken wir nur dieses jedesmal getreu und einfach aus und wir sind schon das Schlimmste los: die Lüge. Machen wir das Bedürfnis zu unserem Gesetz, lernen wir es verstehen, lernen wir, ihm dienen. Etwas Unpraktisches kann nie schön sein, ist seine erste Maxime. „Ein Miethaus, welches mit unmotivirten Risaliten, Thürmen und Kuppeln prunkt, oder unter der Maske des Palastes stolzirt, sogenannt stilvolle Möbel, auf denen man unbequem sitzt u. s. w., wirken alle gleich albern, es sind eben künstlerische Lügen.“ Trachten wir nicht nach dem Schein, hüten wir uns, dem banalen Geschmack gefällig zu sein, lassen wir das Gebot der Sache walten. Was die Sache verlangt, soll unser Gesetz sein. Die Sache, das ist das Material und die Technik. Was man die Composition nennt, hat dem Material und der Technik zu gehorchen. Sie soll das Material und die Technik sehen lassen, nicht sie verheimlichen. Kein Schmuck, der einem Material und einer Technik fremd ist, kann schön sein. Der Schmuck muß der natürliche Ausdruck des Materials und der Technik sein, sozusagen eine Blüte, die das Material und die Technik getrieben haben. „Bedürfnis, Zweck, Construction und Idealismus sind daher

die Urkeime des künstlerischen Lebens. In einem Begriffe vereint, bilden sie eine Art 'Nothwendigkeit' beim Entstehen und Sein jedes Kunstwerkes, dies der Sinn der Worte: „Artis sola domina necessitas.“

Mit den größten Hoffnungen sieht Otto Wagner in die Zeit, die kommt. Er glaubt, daß wir unmittelbar vor einer ungeheuren Umwälzung der Architektur sind. So gewaltig wird diese sein, daß man nicht mehr von einer Renaissance der Renaissance sprechen wird: nein, „eine völlige Neugeburt, eine Renaissance“ wird es sein! Wir brauchen uns nur auf uns selbst zu besinnen, auf unsere Bedürfnisse und unsere Nothwendigkeiten; wir müssen nur mit der Kunst dem Leben nachkommen, das ihr enteilt ist. Wir müssen uns nur entschließen, endlich auch in der Architektur wir selbst zu sein, nach keinem anderen Gesetze fragend als der Schönheit, die wir in uns haben. Dies lehrt sein Buch, dies lehren seine Werke und durch tapfere Schüler wird seine Lehre schon in den Straßen unserer Stadt lebendig. Wir wünschen uns nur, er möge zur dritten Auflage seines Buches ein ebenso stolzes Vorwort schreiben können.

Sermann Vahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Das Ministerium Thun ist denn doch besser als der Ruf, den wir ihm gemacht haben. Denn das Ministerium Thun nimmt die berühmte Széll'sche Formel nicht an. Am Sonntag verkündete es wenigstens die „Neue Freie Presse“ aus ihrem „Instinct“ heraus, daß ein oder der andere Minister dem Widerstand gegen die Széll'sche Formel sein Portefeuille opfern werde; nur war es noch nicht entschieden, ob ein politischer oder ein Beamtenminister diese antike Größe bewahren würde, die Gründe für und gegen jede der beiden Kategorien hielten sich gegenseitig die Waage. Am Dienstag bereits ließ sich die Antwort „mit größerer Sicherheit“ geben, und, alle instinctive Bescheidenheit der Erwartungen übertreffend, lautete die Antwort: nicht nur einer, sondern mehrere Minister, „ja das gesammte Cabinet scheint zu einem höchst wichtigen Entschluß (nämlich nicht zuzustimmen) geneigt zu sein.“ Am Mittwoch herrschte „kein Zweifel“ mehr darüber. Daraus gieng klar hervor, daß das Ministerium Thun besser ist als sein Ruf. Aber leider vorläufig nur in den Spalten der „Neuen Freien Presse“. Wie das völlige Stillschweigen sogar der Bargegeld-Officiösen beweist, glaubt heute, trotz der sonst unbestrittenen Autorität der „Neuen Freien Presse“, nicht einmal das Ministerium Thun selbst noch an den guten Ruf, den ihm die „Neue Freie Presse“ diese Woche macht. Und weil ich doch sicher keinen Grund habe, thunischer zu sein als der Graf Thun, glaub' ich gleichfalls nicht daran, freie mich eher, daß meine schon längst festgestellte schlechte Meinung über das Ministerium Thun, die mittlerweile so ziemlich in die allgemeine Anschauung der übrigen Welt übergegangen ist, nun auch vom Ministerium Thun, stillschweigend wenigstens, gebilligt wird.

Mit den modernen Dienstmännern hat der feudale Basall, Graf Thun, die eine Eigenschaft gemein: Wie ihnen ist auch ihm die liebste Beschäftigung das Warten, das Warten auf eine Antwort, und wie sie, ist auch er consterniert, wenn er plötzlich hört, daß es keine Antwort gibt. So ist's ihm jetzt bei den deutschen Oppositionsparteien ergangen. Als er sah, wie sie sich auf die Reichsrathsvertretung hin zur Verathung eines gemeinsamen Nationalprogrammes zurückzogen, meinte er, daß er eine Antwort bekäme, und setzte sich gemächlich draußen hin, um darauf zu warten. Und je länger die Antwort auf sich warten ließ, desto wohler wurde ihm, weil er sich umso länger von jeder anstrengenden Thätigkeit fern halten konnte. Da traten plötzlich die Oppositionsparteien heraus und riefen ihm barsch zu, daß es für ihn keine Antwort gäbe. Das war bitter. Graf Thun mußte sich erheben, den böhmischen Landtag einberufen, nach Prag reisen, kurz sich wieder den sogenannten „laufenden“ Geschäften zuwenden. Und das fällt dem armen Mann schon recht schwer, weil er bereits auf sehr schwachen Füßen steht.

Graf Thun ist nach Prag gereist, um die Czechen zu versöhnen. Mit den Deutschen? Keine Spur! Er will die Czechen bloß mit seinem eigenen Regime versöhnen. Weiter haben die Versöhnungsideen des Grafen Thun nie gereicht.

Da man von einer finanzpolitischen Thätigkeit des Finanzministers Dr. Raizl weit und breit nichts sieht, muß er sich wohl mit irgend etwas anderem beschäftigen. Wie wir hören, ist das seine ministerielle Grabchrift. Gleich Bismarck hat er sie selbst verfaßt, und sie erinnert auch, bis auf einen gewissen Unterschied, an die Bismarck'sche Grabchrift. Sie lautet nämlich: „Hier ruht Dr. Josef Raizl, ernannt 6. März 1898, entlassen... Seiner Majestät des Paragraphen Bierzehn treuester Diener.“

Baron Dipauli ist jetzt fünf Monate Handelsminister, und in dieser Zeit hat er nichts weiter als die Regelung des Flaschenbierhandels zustande gebracht. Frage: Wie lange müßte Baron Dipauli Handelsminister bleiben, um sein Programm einer allgemeinen Gewerbe-reform durchzuführen?

Die czechischen Hisköpfe finden es unpatriotisch und unösterreichisch, daß die Böhmisches Sparcasse das Prager „Grand Hôtel“ als Heim ausschließlich den deutschen Studenten gewidmet hat. Nach der Idee der Brzecznowskys hätte sie offenbar das „Grand Hôtel“ nach berühmten Mustern „nraquistisch“ den Studenten beider Nationalitäten überlassen sollen. Dann hätte es im „Grand Hôtel“ Tag und Nacht Zänkerien und